

Soziale Ablehnung statt institutioneller Separierung?

Man hätte der Inklusion einen langjährigen empirisch psychologischen Forschungsvorlauf gewünscht - tatsächlich entstanden die Salamanca -Ideen als politischer Akt, noch nicht einmal unter Beteiligung von tatsächlichen Inklusionspraktikern. Kein Wunder also, wenn die Praxis stöhnt. Zwar gibt es auch Jubelmeldungen aus der Praxis: wie selbstverständlich beim Sportunterricht dem Rollstuhlfahrer eine Teilhabe an der Bewegung ermöglicht wird, und wie bereichernd die Erfahrung des Umgangs mit einem Trisomie-Kind sei. Wobei man „Rollstuhlfahrer“ oder „Trisomie“-Kind bald nicht mehr sagen oder schreiben dürfen oder wollen wird.

Empirisch-psychologische Bewertungen des politischen und pädagogischen Vorgangs Inklusion fallen jedenfalls skeptischer aus. „Gemeinsam Lernen“ - so der Obertitel einer Bewegung zur Abschaffung der Schulformen - richtet sich gegen äußere Differenzierungen des Schulsystems - und vergisst die unausrottbare interne Diskriminierung von Schülern und Schülerinnen in jeder Klasse des gemeinsamen Lernens. Diskriminierung wird nicht dadurch abgeschafft, dass alle Kinder - Hauptschüler, Förderschüler, Realschüler und Gymnasiasten - nun einen gemeinsamen Klassenraum bevölkern, sondern dann fallen die Besonderheiten des Einzelnen mit informeller Macht auf. Es gibt eine soziometrische Sortierung - den hohen Status haben die guten, angepassten Schüler. Nach dem sozialen Selbstorganisationsprinzip „gleich zu gleich gesellt sich gern“ kann es dann auch noch zur diskriminierenden Cliquenwirtschaft kommen.

Inklusion - wie jetzt ins Werk gesetzt - ist eine problemproduzierende Problemlösung. Schuld daran ist das küchensoziologische Missverständnis, dass die Bildungsgerechtigkeit durch den Besuch ein- und derselben Schulklasse möglich sei. Schuld daran auch die Entpsychologisierung der Schul- und Bildungspolitik.

Fragt man, wie es dazu kommen konnte, dann erweist sich unser Leistungsprinzip und unser Verständnis von Schule als Lernort als das entscheidende Bindeglied für Diskriminierung und Ausgrenzung. Wer lernen kann, hat gute Chancen. Wer die Werte und Normen der Gruppe verkörpern kann, wird auch informell anerkannt und hat eine Chance auf mehr Beliebtheit und Akzeptanz. Und deshalb haben Menschen mit einfachen, körperlichen Beeinträchtigungen sehr gute Chancen auf Teilhabe auch am sozialen Leben einer Schulklasse.

Bei Menschen, denen das Lernen schwerfällt - und die deshalb z.B. keine schlechten Noten bekommen und auch anderweitig „geschont“ werden - rührt sich der missgünstige Blick von nicht beeinträchtigten, aber schlechten Schülern. Die bekommen ein übles Zeugnis und fühlen sich ungerecht behandelt. Außerdem: Die Schüler mit Lern- oder geistiger Behinderung merken selbst, dass sie eine Schonbehandlung bekommen. Das steigert nicht ihr Selbstwertgefühl, sondern demotiviert. Sie erfahren jeden Tag, dass sie zu den „Schlechten“ gehören.

Bei Menschen, denen das soziale Zusammenleben in der Schulklasse schwerfällt, weil sie Tobsuchtsanfälle bekommen, also klassische „ESE“ Kinder - ist Ablehnung und Diskriminierung durch die anderen Schüler vorprogrammiert. Der Unterricht wird fast unmöglich. Gleiches gilt für Schüler, die psychiatrisch auffällig sind.

Binnendifferenzierung löst Probleme des gemeinsamen Lernens nicht, sondern schafft neue Probleme. Von Fall zu Fall muss also entschieden werden, ob Inklusion sinnvoll ist oder nicht.

Rainer Dollase, em. Professor für Psychologie, Universität Bielefeld; 38 Jahre Lehrerausbildung an den Unis Aachen, Köln, Essen und Bielefeld